

**Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre
Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Konturen einer
vergessenen Biografie (1893 – 1977),
Berlin: Wichern-Verlag 2008, 234 S., 15 Abb.,
ISBN: 978-3-88981-243-8, EUR 19,80.
(Hildegart Stellmacher)**

Dreißig Jahre nach ihrem Tod fand 2007 in Berlin eine erste wissenschaftliche Tagung zur evangelischen Theologin Dr. Elisabeth Schmitz statt. Acht Autorinnen und Autoren näherten sich mit ihren Beiträgen ihrem Leben und Werk in seinem zeitgeschichtlichen Zusammenhang. Auf ihnen beruht das vorliegende Buch.

Dass im Jahr 1936 eine Denkschrift gegen die Judenverfolgung verteilt wurde, wird in verschiedenen Arbeiten zum Kirchenkampf, dem Konflikt zwischen Bekennender Kirche und Deutschen Christen, zwar erwähnt, deren Autorenschaft aber bisher Marga Meusel zugeschrieben. Mit der Tagung jedoch wird nun die eigentliche Urheberin Elisabeth Schmitz wieder in Erinnerung gebracht.

Zufällig wurde 2004 in einem Kirchengebäude in Hanau eine alte staubige Aktentasche mit dem Vermerk „Nachlass Dr. Elisabeth Schmitz“ aufgefunden. Der sensationelle Tascheninhalt, bestehend aus Ordnern, Dokumenten, Briefen von 1849 bis 1979 konnte Auskunft geben über ihre Familie, Ausbildung, Studium, berufliches Wirken und ihre Beziehungen. Gerhard Lüdecke rekonstruiert daraus ihre Familiengeschichte, Biografie und ihr Wirken.

Die Theologin Dietgard Meyer war die erste, die 1999 über Elisabeth Schmitz publiziert hatte. Sie ist diejenige, die sie noch am besten kannte, da sie eine ihrer Schülerinnen aus der Luisenschule in Berlin-Mitte war. Sie führt in Leben und Werk ein. Elisabeth Schmitz wurde demnach 1893 in Hanau als Tochter eines Gymnasialprofessors geboren und starb 1977 in einem Offenbacher Krankenhaus. Sie studierte Geschichte, Theologie und Germanistik in Bonn und Berlin und wurde 1929 als Studienrätin an der Luisenschule in Berlin-Mitte angestellt. Wegen ihrer radikalen Ablehnung des Nationalsozialismus wurde sie 1935 in die Auguste-Sprengel-Schule in Berlin-Lankwitz und damit an den Stadtrand versetzt, wo sie die Mittelstufe unterrichtete. Unter dem Eindruck der Reichspogromnacht beschließt Elisabeth Schmitz im Alter von 45 Jahren, am 31. Dezember 2008

einen Antrag auf Entlassung aus dem Schuldienst zu stellen. Sie begründet ihn damit, dass sie den Unterricht in ihren rein weltanschaulichen Fächern – Religion, Geschichte, Deutsch – nicht so geben könne, wie ihn der NS-Staat von ihr fordere. Der Gewissenskonflikt sei für sie untragbar geworden. Erstaunlicherweise ging es glimpflich für sie aus, eine integre Oberschulrätin bewilligte ihr Gesuch, sie wurde mit einer Pension entlassen. Von da an war sie ehrenamtlich für die Bekennende Kirche tätig. Nachdem 1943 auch ihre Wohnung ausgebrannt war, siedelte sie im Zuge der allgemeinen Evakuierungen nach Hanau über und kehrte nicht mehr nach Berlin zurück. Nach dem Krieg ging sie in Hanau wieder ins Lehramt und unterrichtete bis zu ihrer Pensionierung.

Rolf Hensel beschreibt in seinem Beitrag die Berliner Schulverhältnisse und die berufliche Laufbahn von Elisabeth Schmitz. Sie hatte 1914 Abitur gemacht und gehörte zu den ersten Frauen, die an der Universität studieren durften. Sie legte 1921 die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen ab. Sie hatte vor allem bei Prof. Adolf von Harnack studiert, mit dessen Familie sie auch später befreundet blieb.

Neben den Beiträgen, die Leben und Werk von Elisabeth Schmitz würdigen, ist im Tagungsband auch die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ abgedruckt. In dieser, abgeschlossen Mitte September 1935, weist Elisabeth Schmitz die Heftigkeit der Verfolgung der Juden ab 1933 anhand von Beispielen aus verschiedenen deutschen Städten nach – Beispiele, die die Bereitschaft vieler zeigt, die nationalsozialistische Ideologie umzusetzen, lange bevor es einen gesetzlichen Rahmen dafür gab. Als evangelische Theologin klagt sie die Kirche an, dass diese nichts tun, sondern das Unrecht geschehen lassen würde. Sie klagt diejenigen an, die angesichts der Verfolgung der Juden von Gottes Gericht und Gnade sprechen, und fragt: „Seit wann hat der Übeltäter das Recht, seine Übeltat als Willen Gottes auszugeben?“ Nach Erlass der Nürnberger Gesetze überarbeitete sie die Denkschrift und erweiterte sie mit einer Zusammenstellung der Folgen dieser Gesetzgebung. Mit Verweis auf das Verhältnis von sechs Sterbefällen zu einer Geburt innerhalb der jüdischen Gemeinden bezeichnet sie die Verfolgung in den ersten Jahren der Naziherrschaft als „kaltes Pogrom“. Während die Bekennende Kirche noch mit sich selbst beschäftigt ist, erkennt Elisabeth Schmitz, dass es „um die Existenz von Hunderttausenden, um das nackte Leben“ geht. Sie fährt fort: „Es geht um die Schuld des Volkes und die Sünde der Kirche“. Zweihundert Abschriften der Denkschrift verteilte sie unter den Mitgliedern der Synode der Bekennenden Kirche der Altpreußischen Union in Steglitz sowie unter bedeutenden Theologen und kirchlichen Persönlichkeiten. Es gibt keinerlei Hinweise auf Reaktionen der Empfänger. Hartmut Ludwig analysiert die Denkschrift und die bewegte Zeit des Kirchenkampfes sowie die altpreußische Synode in Steglitz, der die Denkschrift vorlag. Er stellt dabei fest, dass „die Bekennende Kirche die neue Welle antijüdischer Angriffe völlig verkannt“ hatte. Statt gegen die Verletzung von Menschenrechten zu

kämpfen, setzte sie sich nur „gegen die eigene Diffamierung zur Wehr“. So diskutierte die Synode die Denkschrift nicht und bezog sich auch in ihrer Erklärung nicht darauf. Es hatten ihr auch Anfragen zur Taufe von Juden vorgelegen. Die Erklärung der Synode betonte, man dürfe dem Juden, der getauft werden will, die Heilige Taufe nicht verweigern. Im Widerspruch dazu wurden aber in derselben Zeit wurden getaufte Juden wieder aus den Kirchen gedrängt. Die gesellschaftliche Diskriminierung der Juden jedoch wurde nicht einmal angesprochen.

Manfred Gailus geht in seinem Beitrag der Frage nach, wie es möglich war, dass Elisabeth Schmitz, diese kluge und aufrechte Frau, dermaßen vergessen wurde. Charakteristisch für sie war ihre Zurückhaltung, die eigene Person betreffend, begründet durch pietistische Prägung und Familientradition. Während der NS-Zeit gehörte sie einem Netzwerk von Frauen an, die Juden auf alle erdenkliche Weise halfen, sie aufnahmen, versteckten und Informationen sammelten und austauschen. Eine lebensnotwendige Grundvoraussetzung für das Gelingen war Verschwiegenheit, die die beteiligten Frauen auch nach Kriegsende beibehielten. Elisabeth Schmitz hatte Berlin 1943 verlassen. Nach dem Krieg rief die Berliner Kirche sie als Theologin nicht zurück. Hätte nicht damals noch jemand von ihrer Autorenschaft an der Denkschrift wissen können? Auch wenn sie ihren Namen nicht enthielt, so hatte sie sie doch eigenhändig verteilt. Die Frage ist bis heute ungeklärt.

Ein weiterer Grund für das Vergessen von Schmitz war die jahrelange falsche Zuschreibung der Denkschrift. Als Urheberin galt Marga Meusel, einer kirchlichen Fürsorgerin in Berlin, die eine andere Denkschrift über die Lage der nicht-„arischen“ Christen verfasst hatte. Aber auch diese mutige Frau war nach 1945 weitgehend vergessen worden und starb unbeachtet.

Das bereits erwähnte Frauennetzwerk beschreibt Martina Vogt, indem sie eine Mitstreiterin vorstellt, die Biologin Elisabeth Schiemann, die mit Schmitz verbunden war. Sie hatte sich 1935 mit einem Schreiben an den Theologen der bekennenden Kirche Walter Künneth gewandt, um gegen den Antisemitismus in seinem jüngsten Buch zu protestieren. Für Schiemann wie für Schmitz galt die Wahrung der allgemeinen Menschenrechte als verbindlich für die Kirche, davon schienen jedoch die Auseinandersetzungen in der Bekennenden Kirche offensichtlich unberührt.

Mit dem großen Schweizer Theologen Karl Barth, der in Deutschland lehrte, stand Elisabeth Schmitz im Briefwechsel. Vergebens drängte sie ihn zur Stellungnahme für die Juden. Karl Barth wollte seine Position in Deutschland nicht gefährden. Er hatte die Theologische Erklärung von Barmen 1934 verfasst, die eine klare Stellungnahme in der innerkirchlichen Auseinandersetzung gegen die Einflussnahme des Staats in der Kirche und gegen die Verherrlichung von Führern darstellt; die

Verfolgung Andersdenkender im nazistischen Deutschland und der Juden kamen darin nicht in den Blick.

Nach seiner Ausweisung besuchte Schmitz ihn zweimal, 1936 und 1939, in Basel. Marlies Flesch-Thebesius hat den Briefwechsel zwischen Schmitz und Barth beschrieben, analysiert und versucht, Barths Erkenntniswege nachzuvollziehen. Erst 1942, „als die Züge schon rollten“, verfasste Barth in seiner Dogmatik einen Artikel über Gottes Gnadenwahl, der ausdrücklich feststellt, dass Juden und Christen unverbrüchlich zusammengehören.

In seiner abschließenden Bewertung nennt Manfred Gailus Tagung und Buch einen kleinen Anfang und bittet um Unterstützung für die weitere Erinnerungsarbeit, damit Elisabeth Schmitz endlich die ihr gebührende Anerkennung und Würdigung erhält.